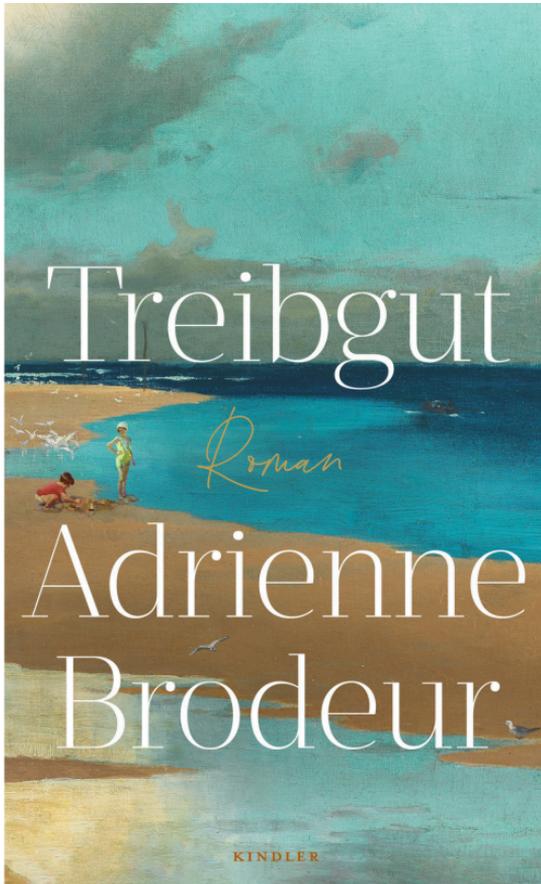


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00056-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Adrienne Brodeur

Treibgut

Roman

Aus dem Englischen von Karen Witthuhn

Kindler

Die englische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
"Little Monsters" bei Avid Reader Press / Simon & Schuster,
US

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag,

Hamburg, Mai 2024

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg «Little

Monsters» Copyright © 2023 by Adrienne Brodeur

Redaktion Anne Nordmann

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz aus der Questa

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-463-00056-5

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter
www.klimaneutralerverlag.de

April

Adam

6

Adam Gardner schlief seit Wochen schlecht. Jeden Morgen wachte er mit ungereimten Worten, unzusammenhängenden Gedanken und flüchtigen Bildern im Kopf auf, überzeugt davon, dass ihre noch verborgene Bedeutung durch den Silbergelatineprozess seines Verstands Kontur annehmen würde. Jeden Morgen schwang er summend die Beine über die Bettkante, setzte sich kerzengerade auf, nackt, sodass seine Genitalien über den Matratzenrand baumelten, und gab sich alle Mühe, die verworrenen Träume festzuhalten, indem er jede Einzelheit, an die er sich erinnern konnte, in ein spiralegebundenes Notizheft eintrug, das neben seinem Bett lag. Die Einfälle des Tages verteilte er auf Schreibblöcke, Post-it-Sticker und die Rückseiten von Umschlägen oder Quittungen, meist in Form von ungeordneten Stichpunktlisten. Sein Haus, tief in den Wellfleet Woods gelegen, war übersät mit Zetteln, die er mit seiner peniblen Handschrift beschrieben hatte:

- Tonlage der Walgesänge immer tiefer
- Meeresspiralen: Muscheln, Strudel, Wellen, Blasennetze, Seepferdchenschwänze
- Verhältnis Klang zu Innenohrlabyrinth (noch eine Spirale?)
- Geheimnis der Unendlichkeit: $1 = 0,99999999\dots$

Adam versuchte, die Hinweise zu entziffern, die sein Hirn preisgab. Er war ganz sicher, dass noch eine letzte große Entdeckung in ihm schlummerte. Und was immer das sein mochte – ein Geistesblitz? Eine Theorie? –, das Ding ließ sich wirklich Zeit, bis es sich zu erkennen gab. Er wusste, dass er dem Prozess

vertrauen musste. Wenn er sich in Geduld übte und möglichst ausgeglichen blieb, dann, so Adams Überzeugung, würden sich all die Bücher, die er je gelesen hatte, alle Kunstwerke, die ihn je bewegt hatten, alle Gespräche, Geschöpfe, Kuriositäten und Konzepte, die ihm im Leben untergekommen waren, in seinem Hirn zum großen Hauptgewinn zusammenfügen wie Kirschen im Spielautomaten.

7

Bis dahin war die Vorfremde, das Kribbeln der unmittelbar bevorstehenden Entdeckung, so verheißungsvoll wie das Quietschen eines Weinkorkens vor dem Abendessen. Er schwelgte in der wunderbaren Gemütsbewegung eines Déjà-vus und fühlte sich anderen großen Entdeckern verbunden: James Cook, Charles Darwin, Jacques Cousteau ...

Immerhin, man musste ihm zugutehalten, dass er sich, als die Phase der Schlaflosigkeit eingesetzt hatte, an die Regeln gehalten und einen Termin in der Klinik in Hyannis ausgemacht hatte. Er wusste genau, was ihn erwartete: Blutabnahme, haufenweise Fragen, Anpassung seiner Medikation. Was er nicht erwartete: dass der Arzt, der ihn seit drei Jahrzehnten behandelte, in Rente gegangen war. Er konnte nicht verstehen, wieso Dr. Peabody es anscheinend nicht für nötig gehalten hatte, ihn persönlich zu informieren. Dreißig Jahren waren ... nun, eine sehr lange Zeit. Als Adam die Sprechstundenhilfe, eine vollbusige junge Frau mit blauen Fingernägeln, auf diese Unterlassung hinwies, versicherte sie ihm, alle Patienten hätten im letzten Monat eine E-Mail erhalten. Hatte er seinen Spam-Ordner überprüft?, fragte sie und ließ ihre Krallen klicken. Adam holte Luft, verkniff sich aber eine Antwort. (Wer, außer einem Idioten, prüfte schon einen Spam-Ordner?) Während er ihr den Korridor entlang zum Behandlungsraum folgte, fragte er sich, warum sein langjähriger Arzt, mindestens fünf Jahre

jünger als er selbst, bloß in Rente gegangen war. Um was zu tun, bitte schön?

8 Anstelle von Peabody kam ein Jüngling in enger Hose und erschreckend grellorangenen Socken ins Zimmer stolziert, höchstens halb so alt wie Adam. War es zu viel verlangt, dass ein Mensch, der seine psychische Verfassung untersuchen sollte, zumindest *ein* graues Haar auf dem Kopf trug? Der neue Arzt begrüßte Adam beiläufig und widmete sich zunächst seiner elektronischen Krankenakte – Fehler Nummer eins. Fehler Nummer zwei war der Vortrag über «Schlafhygiene», den der Jüngling meinte Adam halten zu müssen. Herrgott noch mal! Warum das Kind nicht beim Namen nennen? «Eingeschlafen», «schwere Knochen» – was war denn falsch an «tot» und «fett»? Nur Schwachköpfe bedienten sich solcher Beschönigungen. «Hygiene» ließ einen an Frauenprodukte denken, und das wollte Adam nicht. Allerdings führte ihn das zu Bereichen der weiblichen Anatomie, an die er sehr wohl denken wollte.

Konzentrier dich, ermahnte sich Adam. Er musterte das fliehende Kinn des Jünglings.

«Ich glaube, wir hatten noch nicht das Vergnügen», sagte er und schnitt dem Vortragenden das Wort ab. «Ich bin Dr. Gardner.»

Adam Gardner, Ph. D., stand am Ende einer beeindruckenden Karriere als Wissenschaftler am Cape Cod Institute of Oceanography, von Eingeweihten CCIO genannt. Seine ruhmreichste Zeit hatte er in den späten Siebzigerjahren erlebt. Damals war er als junger Wissenschaftler Teil eines Teams gewesen, dem es gelang, die Vorstellung, das Leben auf der Erde hinge von einer auf Fotosynthese basierenden Nahrungskette ab, ein für alle Mal zu widerlegen. In der schwarzen Tiefe des

Pazifischen Ozeans nördlich der Galapagosinseln hatten sie Beweise gefunden – in Form von dreißig Zentimeter langen Muscheln, riesigen roten Röhrenwürmern und stacheligen weißen Krabben –, dass Leben auch in totaler Finsternis existierte. Adam und sein Team hatten über zwei Dutzend Arten entdeckt und benannt. In den Jahrzehnten nach diesen frühen Erfolgen war er zu einem führenden Walbiologen geworden, der die Populationsschwankungen und Kommunikationswege von Buckelwalen untersuchte. Abgesehen von seinen beruflichen Leistungen war er auch noch Vietnamveteran und hatte nach dem frühen und plötzlichen Tod seiner geliebten Frau Emily mit nur dreißig Jahren die beiden Kinder allein aufgezogen. Kurz gesagt: Von so einem Grünschnabel ließ er sich gar nichts sagen.

9

Adam sah diesem sogenannten Arzt in die Augen und schüttelte ihm mit Nachdruck die Hand. Er würde dieser Generation noch ordentliches Benehmen beibringen, einem Millennial nach dem anderen.

«Ist mir eine Freude, Dr. Gardner», erwiderte der Arzt und nahm den Rüffel mit irritierter Resignation hin.

«Ich glaube, das Wort, das Sie suchen, ist ‚Gewohnheit‘», sagte Adam.

Der Arzt sah ihn verständnislos an.

«Schlafgewohnheit», wiederholte Adam. «Nicht Hygiene.»

Daraufhin klebte sich der Arzt die Art von Lächeln ins Gesicht, mit dem ein Kindergärtner nach einem langen Tag ein ungehorsames Kind bedenken würde. Er atmete hörbar aus und setzte seine Liste banaler Vorschläge fort: Stressvermeidung, tägliche Bewegung, ausgewogene Ernährung. Der Arzt sah sich Adams langen Episodenverlauf an und bemerkte, dass es typischerweise einmal im Jahr zu einem Schub kam, norma-

lerweise im Spätfrühling, wobei die Symptome zwischen zehn und vierzehn Wochen lang andauerten.

«Sieht aus, als wären Sie ziemlich genau im Plan», sagte er. «Das sollten wir medikamentös managen können, kein Problem. Allerdings profitieren viele meiner Patienten auch von einer Gruppentherapie. Haben Sie diese Option schon mal in Erwägung gezogen, Dr. Gardner?»

10

Adam betrachtete die grellorangenen Socken des Arztes, ein jämmerlicher Versuch der Unangepasstheit. Zu seiner Zeit waren solche Socken nur von ganz bestimmten Leuten getragen worden: Homos. Nicht dass er was gegen Schwule hätte, aber wann war es so schwer geworden, sie von normalen Männern zu unterscheiden? Und seit wann trugen Ärzte keine weißen Kittel mehr? Niemand schien sich noch um Äußerlichkeiten zu scheren – leitende Büroangestellte hatten volltätowierte Arme, Frauen trugen «bequeme» Schuhe, und alle steckten in Jeans.

Es war der 1. April 2016, und die Welt war ein brodelndes Chaos. Adam war bereit zu wetten, dass die nächste Präsidentschaftswahl sich zwischen einem ungehobelten Millionär und einer skrupellosen Frau entscheiden würde. Schwer zu sagen, was schlimmer war. Wahrscheinlich würde er die Frau wählen, doch eigentlich konnte er beide nicht ausstehen – die Behauptungen, Prahlereien, Plattitüden. Aber im Ernst, wieso war der Milliardär überhaupt im Rennen? Bei dem, was der Mann über Frauen, Schwarze, Mexikaner, Muslime von sich gab! Adam wurden Fehler nie so leicht vergeben. Wenn er es auch nur wagte, eine Frau falsch anzusehen – oder, Gott bewahre, ihr Aussehen zu kommentieren –, prasselte die Empörung nur so auf ihn herein, meistens aus dem Mund seiner Enkelin Tessa oder seiner Tochter Abby. Seit wann war es ein Verbrechen, wenn man attraktive Frauen schätzte?

Eins war sicher: Er würde niemals auf das halb gare Geplapper eines medizinischen Grünschnabels hören. Von ihm aus konnte dieser junge Mann erst einmal ausgiebig in einem Gewässer voller Haie baden, bevor Adam sich seinen Quacksalbermethoden unterwerfen würde. Er schloss die Augen und massierte sich mit den Daumen die Schläfen. Seine Gedanken rasten.

11

«Dr. Gardner?»

Die Stimmen in seinem Kopf, die seit einigen Wochen immer wieder vorbeischaute, schienen jetzt eingezogen zu sein. «Bin ganz bei Ihnen, Doktor», erwiderte Adam blinzeln und lächelte. Er versuchte, sich zu konzentrieren. Was war die Frage gewesen? Ach ja, ob er mal an Gruppentherapie gedacht hatte. Adam setzte eine Miene auf, als würde er über einen klugen Rat nachsinnen. «Ich bekomme alle notwendige Unterstützung von meinen Kindern. Von meiner Familie.»

«Also gut. Ist Ihre Hausapotheke immer noch die CVS in Orleans?», fragte der Arzt und beendete das Gespräch, wie er es begonnen hatte, über den Computer gebeugt.

Adam bestätigte dies.

«Prima. Ich maile gerade das Rezept rüber.»

Vorbildlicher Patient, als der er gesehen werden wollte, fuhr Adam auf direktem Weg zur Apotheke, um seine Medikamente abzuholen.

In der Warteschlange stand er hinter einer pummeligen Frau in Leggings – eine unglückliche Bekleidungswahl. Nachdem sie von dannen gewatschelt war, löste er seine Rezepte ein – obwohl der Arzt sie gemailt hatte, hatte er auf eine Papierkopie bestanden – und lächelte den bebrillten Mann, der sich wie Sirup hinter der Theke bewegte, geduldig an. Als der Apotheker

ihm endlich zwei Tüten mit Fläschchen gab, meinte Adam, den Computer des Arztes in zwanzig Meilen Entfernung Ping machen zu hören, womit der Jüngling wusste, dass sein neuer Patient, Adam Gardner, Ph. D., das ihm verschriebene Lithium und Seroquel abgeholt hatte und den ärztlichen Anordnungen Folge leistete.

12 Wenn Adam es ernst meinte mit seinem Plan, musste er die Kontrolle behalten. Er hatte früher schon einige Ausrutscher gehabt – ehrlich gesagt, zahllose –, aber dieses Mal würde es anders laufen. Adam hatte vor, den Verlockungen der Manie zum ersten Mal bewusst nachzugeben. Er würde mit voller Absicht in sie hineingleiten und sie zu seinem Vorteil nutzen. *Mit sorgfältiger Planung*, so dachte er, während er die Pillenfläschchen schüttelte, *konnte er seine Manie vielleicht über ihren normalen Ablauf hinaus fortsetzen und sich genug Zeit verschaffen, um das Rätsel der Walsprache zu lösen*. Sein Ziel war es, diesen Durchbruch rechtzeitig zu seinem siebzigsten Geburtstag zu verkünden, am 18. August. Das musste man sich mal überlegen, so viele Menschen waren wie verrückt hinter einem Fläschchen Ritalin oder Adderall her, und ihm war das Glück vergönnt, automatisch Nachschub zu bekommen. Er hatte das Ganze schon oft genug durchlaufen, um die Signale zu erkennen. Der Trick bestand darin, seine Stimmungen zu überwachen und dafür zu sorgen, dass er nicht in einen emotionalen Strudel geriet (der im Übrigen ebenfalls spiralförmig war!). Was hatte er zu verlieren? Er lebte allein: keine Frau, um die er sich kümmern musste, keine Kinder, die er vernachlässigen könnte. Und allein die Tatsache, dass er die Vor- und Nachteile seiner Entscheidung abwägte, war Beweis genug für rationales Handeln. Dass andere seine Neugier bedrohlich fanden, war nicht sein Problem; vielleicht sollten *die* lieber die

stimmungsregulierenden Medikamente nehmen. Bald würde sein Hirn jene kosmischen Verbindungen herstellen, die nur möglich waren, wenn es aus dem narkotisierten Zustand befreit war. Ihm wurde klar, dass Lithium, der Zauberstoff, der seine Stimmungen jahrelang stabilisiert hatte, ihm auch seine Energie und sein Denkvermögen abgezapft hatte. Gleich heute würde er mit der Lithiumrationierung beginnen, die Dosis erst einmal halbieren – vielleicht auch um drei Viertel senken – und dann nach Bedarf anpassen.

13

Als Adam die Apotheke mit den eingetüteten Medikamenten unter dem Arm verließ, verspürte er bei dem Gedanken, seinen ekelhaft eingebildeten neuen Arzt ausgetrickst zu haben, ein Hochgefühl. So fröhlich war er, dass er der über der Tür in einer Ecke angebrachten Überwachungskamera den Stinkefinger zeigte. *Ich bin nicht von gestern, ihr Trottel.* Er hüpfte beschwingt in seinen geliebten Subaru von 2002, tätschelte das Lenkrad und stellte mit Befriedigung fest, dass der Tachostand gerade 208 000 Meilen überschritten hatte.

Wie üblich war die Route 6 verstopft von unfähigen Autofahrern, lauter Menschen, die auf der Straße nichts zu suchen hatten. Adam fluchte leise über eine alte Frau, die auf der Überholspur fünfundsechzig fuhr, und reckte die Faust aus dem Fenster, als ein irrer Cabriofahrer immer wieder haarscharf überholte. In den nächsten Monaten würde alles noch viel schlimmer werden, wenn Vollidioten aus dem ganzen Land Cape Cod während der Sommerferien überschwemmten, die Autos vollgestopft mit Fahrrädern, Surfbrettern und Wickelkindern.

Zu Hause warf Adam die Tüten mit den Medikamenten auf die Arbeitsfläche in der Küche, bereitete sich eine Tasse Tee

zu und nahm sie mit nach draußen. Den Teebeutel wickelte er um einen Löffel und legte ihn für später beiseite. Zwischen den Holzplanken der großen Veranda hatten sich Kiefernadeln angesammelt, Adam überlegte kurz, sie wegzufegen, ließ sich aber stattdessen auf seinen Adirondack-Gartenstuhl sinken und schaute auf den Teich. Eine sanfte Brise brachte die jungen Blätter an den höchsten Ästen der Bäume zum Rascheln, am Boden jedoch war es windstill, das Teichwasser spiegelglatt. Der Tag war mild und zeigte, dass der Frühling plangemäß anbrach: Die Rohrkolben reckten sich, die Wasservögel kamen zum Nisten, die Frösche quakten muntere Lieder. Nur abends war es noch so kühl, dass Adam im Bett die Extradecke an seinem Fußende über sich zog. Die Zeit verging. Das Ende einer weiteren Dekade rückte bedrohlich näher. Wenn er Glück hatte, blieben ihm etwa noch fünf – vielleicht zehn – Jahre der Brillanz. Es galt jetzt, diese neue Idee aus ihrem Versteck zu locken. Eine Bewegung am Himmel erregte seine Aufmerksamkeit, ein Fischadler wurde über den Bäumen von einem Schwarm kleinerer Vögel verfolgt. Adam fühlte mit ihm – diese aggressiven jungen Wissenschaftler am CCIO wollten ihn ebenfalls vertreiben.

Adam entspannte seine Augen. Der Teich und die Bäume verschwammen, er wandte seine Aufmerksamkeit nach innen, näherte sich dem Lichtschimmer seiner Idee, die immer noch nicht ganz in Reichweite war. Es war, als würde man über das Korallenriff hinausschwimmen und dorthin schnorcheln, wo das Schelfmeer endete. Eben noch hatte man weißrosa Sand unter sich, auf einmal starrte man in den blauschwarzen Abgrund. Dann kam man nur weiter, indem man seine Nerven beruhigte, tief durchatmete, in die Tiefe abtauchte und darauf

vertraute, dass die Dunkelheit einen auffangen würde. Wie bei einer Geburt. Oder wie der Tod.

Ken

16

Als das Telefonat mit seinem Anwalt beendet war, senkte Ken Gardner den Kopf, faltete die Hände zum Gebet, drückte die Daumen gegen die Stirn und ließ die Bedeutung dessen, was gerade geschehen war, auf sich wirken: Der Deal war unterzeichnet.

«Danke», flüsterte er. «Danke, Brian.» (Sein Geschäftspartner.) «Danke, Phil.» (Sein Anwalt.) «Danke, Stefan.» (Sein Geldgeber.) «Danke, Gott.» Er sah, dass heute der 7. April war, und prägte sich das Datum ein. Ken würde 2016 mehr Geld verdienen, als er es für sein gesamtes Leben erwartet hatte. Der Gedanke an das Finanzamt machte ihn nervös, aber Phil würde die Schlupflöcher schon finden. Dafür wurde er bezahlt. Und er war genial darin.

Erst einmal würde Ken sich auf das Positive konzentrieren. Genau in diesem Moment floss elektronisches Geld von einem Konto auf ein anderes. Genauer gesagt auf das Konto einer Strohfirma, die Phil zu diesem Zweck gegründet hatte. Ken konnte das herrlich rhythmische Geräusch von raschelnden Geldscheinen geradezu hören, als würde ein Bankautomat sie auswerfen. Er saß allein hinter seinem großen, aufgeräumten Schreibtisch in dem, was seine Zwillingstöchter «Kommando-zentrale» getauft hatten, ein Hightech-Arbeitsraum auf seinem Grundstück mit Blick über den Stage Harbor in Chatham.

«Danke», sagte er wieder.

Durch das Einheiraten in eine der alten Bostoner Brahmin-Familien – die stolz darauf waren, ihre Vorfahren bis zum

puritanischen Klerus der alten kolonialen Herrscherklasse im siebzehnten Jahrhundert zurückverfolgen zu können – verfügte Ken ohnehin schon über Status und Geld, jede Menge sogar. Aber dieser Deal schuf ein neues Gleichgewicht. Er würde sich seiner Frau nicht mehr verpflichtet fühlen. Er stand nun auf eigenen Beinen, dieses Geld gehörte ganz allein ihm. Na ja, nicht *ganz* ihm. Sein Schwiegervater war der Privatinvestor, der die Kohle überhaupt zur Verfügung gestellt hatte, aber genau das war Theodore Lowells Geschäftsmodell: das Familienvermögen investieren. Es würde Ken großes Vergnügen bereiten, dem alten Herrn alles zurückzuzahlen. Die Familie Lowell würde an diesem Deal viel Geld verdienen, vielleicht genug, um zur Abwechslung einmal ihm, Ken, dankbar zu sein. Wahrscheinlich nicht. Aber das war letztlich egal: Der Gewinn gehörte allein ihm.

17

Sein Körper kribbelte, als würde er unter Strom stehen, sein Geist schien zu schweben, er hatte das Gefühl, er würde sich selbst von oben betrachten: Er war Quarterback und Zuschauer zugleich. Eben noch stand er auf dem Spielfeld, im nächsten Moment saß er auf der Tribüne. Auf dem Feld. Auf der Tribüne. Feld. Tribüne. Obwohl Ken seit Monaten wusste, dass alle Zeichen auf Grün standen und der Deal durchgehen würde, war der Unterschied zwischen seinen Erwartungen und der Realität größer als gedacht. So fühlte sich Macht an. Vermischt mit etwas anderem: Erleichterung. Verdammte. Riesen. Erleichterung. All die Jahre der Planung, Arbeit und Disziplin waren nicht umsonst gewesen. Jetzt lachte niemand mehr über ihn.

Ken sprach ein schnelles Gebet. Bevor er und Jenny geheiratet hatten, war er zum Episkopalismus konvertiert – wenn man den Wechsel von nichts zu etwas als Konvertieren bezeich-

nen konnte. Sein Schwiegervater hatte ihm dies nahegelegt und die Vorteile betont: Mitgliedschaften in verschiedenen Countryclubs, ein finanzkräftiges Netzwerk, politische Verbindungen. «Falls du es noch nicht weißt, mein Junge, Gott ist ein Episkopaler aus Boston», hatte Theo gescherzt.

18 Aber zu Theos Überraschung hatte Ken das Gelübde ernst genommen und im Lauf der Jahre eine solide persönliche Beziehung zu Gott entwickelt. Er betete jeden Abend, ging sonntags zum Gottesdienst und erlegte sich Regeln auf, die dafür sorgten, dass er bestimmte Grenzen einhielt. Gucken war erlaubt, Anfassen nicht, war so ein Beispiel. Ken war sicher, dass Gott Verständnis für niedere männliche Bedürfnisse hatte, schließlich hatte Gott den Mann nach seinem Ebenbild geschaffen. Also hatte Ken einen Deal ausgehandelt, einen Deal, mit dem er leben konnte und mit dem er seine Frau seiner Meinung nach nicht betrog. Er gestand sich den regelmäßigen Konsum von Pornos zu – welcher echte Amerikaner tat das nicht? –, aber Besuche in Stripclubs waren nur auf überregionalen Geschäftsreisen erlaubt und Lapdance lediglich zu besonderen Anlässen.

Ken boxte in die Luft. «Yes. Yes. Yes», wiederholte er so lange, bis sich die Worte zu einem schlangenähnlichen Zischen verbanden, ein Geräusch, das ihn in den Biologieunterricht der sechsten Klasse und einen Raum voller Reptilien und Amphibien zurückversetzte. Er stand mit einem Skalpell in der Hand über einen Frosch gebeugt, aber während die anderen Kinder lossäbelten, spürte er, wie ihm kotzübel wurde. Schon nach ein, zwei Sekunden hatte er sich gefasst, atmete tief durch und legte die Klinge an den Frosch. Aber in diesen beiden Sekunden war alles verloren. Danny McCormick, der beliebteste Junge in der Klasse, hatte sein Zögern bemerkt, und

damit war Kens Ruf als Versager in der Mittelstufe besiegelt, wie zuvor schon auf der Grundschule, wo er gehänselt worden war, weil er keine Mutter hatte und schnell weinte, aber vor allem, weil er fett war.

Tja, wer heult jetzt, Danny McCormick?

Ken hatte die Einkommensverhältnisse des Arschlochs immer im Blick behalten, ab jetzt würde er sie nur noch im Rückspiegel sehen. Das Adrenalin rauschte durch seine Adern, er sprang auf. Er spürte die Situation physisch, als würde sich zusammen mit seinem Bankkonto auch sein Körper ausdehnen. Soeben war er dem Club von Männern beigetreten, denen die Welt gehörte und die sich kaufen konnten, was ihr Herz begehrte: eine zweitausend Dollar teure Flasche Wein, einen Ferrari, eine Loge in Fenway Park.

19

Ken hatte schon immer reich sein wollen, aber wie die meisten Menschen nicht gewusst, wie er das anstellen sollte, außer immer schneller im Hamsterrad zu rennen. Nach dem College hatte er ein mehr als durchschnittliches Einkommen durch den Verkauf von Immobilien verdient, aber das große Geld war es nicht. Erst als Jenny in sein Leben getreten war und ihr Vater ihn ermutigt hatte, größer zu denken, hatte er begonnen, in einer anderen Liga zu spielen.

«Um es mit Yogi Berra zu sagen, mein Junge», hatte Theo geraunt, «ein Nickel ist auch keinen Dime mehr wert.» Auf Kens verständnislosen Blick hin fügte er hinzu: «Wenn du zur Familie gehören willst, musst du anfangen, wie ein Lowell zu denken. Und das bedeutet *groß*. Vergiss Häuser, Ken, bau Siedlungen. Wie sieht der nächste Wohntrend aus? Das ist die Frage, die du dir stellen musst.»

Bei diesen Worten hatte es *klick* gemacht. Der nächste Trend war offensichtlich. Ken hatte die Demografiestatistik

analysiert und wusste, dass fast fünfzig Millionen Menschen im Land älter als fünfundsechzig waren. Eine Zahl, die sich in den nächsten zwanzig Jahren noch einmal um die Hälfte erhöhen würde. *Ka-tsching*. Also hatte er mit nur einunddreißig Jahren ein Stück Land gekauft – siebenstellig unterstützt von seinem Schwiegervater und mit einer einmaligen Vision: einen hochmodernen Seniorenwohnsitz für anspruchsvolle und steinreiche Rentner zu bauen. Ein Platz, der rein gar nichts mit gewöhnlichen Altenheimen für Normalo-Omas gemein haben würde.

Von Anfang an hatte Ken sich auf diese eine Prozent der pensionierten Bevölkerung konzentriert und war überzeugt gewesen: Wenn er bei der Entwicklung beeindruckender Prototypen für Häuser und Siedlungen keine Kosten scheute – Anlagen, die nicht nur Nachhaltigkeit versprachen, sondern auch die allerneuste Technologie boten und die Planung von Außenflächen mit gesundheitsorientierten und ergonomisch durchdachten Innenbereichen verbanden –, dann würden wohlhabende Senioren Schlange stehen, um ihr Geld hinzublättern. Kens Mutter war Architektin gewesen, und Ken redete sich gern ein, dass er ihren Sinn für Proportionen, Raum und Licht geerbt hatte.

Zehn lange Jahre des Verhandeln, Finanzierens, Entwerfens und Marketings später hatte sich sein Einsatz gelohnt. Seine Designs hatten nicht nur jeden Architekturpreis am Markt gewonnen, sie waren auch in tonangebenden Architekturzeitschriften für ihre «innovative und sinnvolle Ästhetik» und ihr «perfektes Augenmaß für Form und Funktion» gelobt worden. Ja, seine Mutter wäre stolz gewesen. Vor allem – wie sein Anwalt gerade bestätigt hatte – war es Ken gelungen, seine ursprüngliche Vision für eine elitäre Seniorenresidenz auf Cape

Cod in ein praktikables Geschäftsmodell zu übertragen, das sich in allen finanzstarken Postleitzahlen des Landes beliebig duplizieren ließ. Was Melvin Simon in den 1980ern für die Einkaufszentren getan hatte, würde Ken Gardner jetzt mit Seniorenwohnanlagen wiederholen. Und mit dem Gewinn würde er seine politische Karriere in Gang bringen. 2018 würde er sich für das Repräsentantenhaus aufstellen lassen, so der Plan. Danach für den Senat. Und dann ... Nun, das behielt er lieber noch für sich.

21

«Alexa, ruf Jenny an», sagte Ken.

Die Mailbox seiner Frau sprang an.

«Babe, wo bist du? Ruf mich an, wenn du das hier hörst. Ich habe gerade abgeschlossen. Jetzt ist es real. Ich will feiern.» Unverhofft verspürte er Erregung, das alte Zusammenspiel von Adrenalin, Aufregung und Blutgefäßen. Schon jetzt verschob sich das Machtgefälle in seiner Ehe. «Ich will mich in Boston mit dir treffen. Sag der Babysitterin, sie muss über Nacht bei den Mädchen bleiben. Und akzeptier kein Nein. Zahl ihr das Dreifache oder was auch immer. Reservier uns ein Zimmer im Ritz, wir sehen uns um sieben an der Bar.» Ein tolles Gefühl, so mit Jenny zu reden.

«Alexa, ruf Abby an.»

Wieder die Mailbox. Ken legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. *Wahrscheinlich besser so*, dachte er. Abby würde nicht wirklich verstehen, wie bedeutsam das Ganze war, vermutlich würde sie irgendeine blöde Bemerkung von sich geben. Irgendwas Scheinheiliges wie: «Oh, wie schön, Ken. Das Wichtigste ist, dass es dich glücklich macht.» Und Ken würde sie dafür umbringen wollen. Abby konkurrierte mit ihm, indem sie Gleichgültigkeit vortäuschte. Was, wie er zugeben musste, eine verdammt brillante Strategie war. Er konnte nicht

gewinnen. Sie war genau wie ihr Vater mit ihrer moralischen Überlegenheit und dem Gerede von sinnhafter Arbeit. Natürlich drückten die beiden es nie so aus, taten aber so, als wäre Geldverdienen irgendwie vulgär und unter ihrer Würde. Aber zu wem rannten sie, wenn sie Hilfe brauchten? Ken finanzierte seine Schwester seit Jahren, indem er ihr das Studio seiner Mutter mietfrei überließ (das eigentlich ihm gehörte), und seinem Vater ließ er gelegentlich Geld.

Ken beschloss, die Neuigkeit so lange für sich zu behalten, bis er entschieden hatte, wie er sie am besten verkünden sollte. Nur, wie konnte das aussehen? Er könnte beim nächsten Familiendinner im Lamborghini vorfahren (nicht wirklich sein Stil). Oder die ganze Sippschaft auf eine Luxusreise nach Tahiti einladen. Oder – das war jetzt wirklich eine gute Idee – er konnte seinem Vater zu dessen bevorstehendem siebzigsten Geburtstag ein extravagantes Geschenk machen, so übertrieben, dass sich die alte linke Socke die Tiraden gegen Kapitalismus, Religion und Freiheit vielleicht verkneifen würde.

Ken griff in seine Hosentasche, zog seinen Glücksgolfball heraus und platzierte ihn sorgfältig auf seiner Putting-Matte, einem langen, schmalen grünen Rechteck, das fast die ganze Länge der Kommandozentrale einnahm. Er wackelte mit dem Schläger, dessen Sweetspot höchstens so groß war wie ein Nickel, und machte sich bereit. *Konzentrier dich*, ermahnte er sich. «Hör zu, du kleiner Scheißer», sagte er zu dem Ball. «Du bist nur zu einem Zweck auf dieser Erde: um in das Loch da zu rollen.» Ken fokussierte, zog den Golfschläger ein Stück zurück und versetzte dem Ball einen kontrollierten Schlag, der ihn in einer geraden Linie über den leichten Anstieg und in das Loch rollen ließ. *Yes!*

«Alexa, stell den Computer ab. Mach das Licht aus. Jalousien hoch.»

Während die Jalousien nach oben surrten, blinzelte Ken in das morgendliche Sonnenlicht, das auf den Wellen in der Bucht glitzerte. Dann fiel sein Blick auf die offen daliegenden Wurzeln eines Strauchs auf der Uferböschung. Trotz des Vermögens, das er auf eine stabile Grundstücksbegrenzung verwandt hatte, schien die Natur zu gewinnen.

«Alexa, spiel ‹Like a Rolling Stone› von Bob Dylan.»

Das Lieblingslied seiner Mutter. Er dachte zurück an seine Kindheit, daran, wie er auf ihren Füßen mitgetanzt hatte, und verspürte Sehnsucht.

«Alexa, lauter», sagte er. Seine Mutter war seit achtunddreißig Jahren tot – seit er dreieinhalb gewesen war. Warum er plötzlich ständig an sie dachte, war ihm ein Rätsel. Er musste seinen verdammten Seelenklempner feuern. Verletzlichkeit wurde überbewertet. Aber dann spürte Ken die Nähe seiner Mutter, und sein Herz schwoll an, was er als ihre Zustimmung zu seinem Erfolg deutete. Emily Gardner freute sich für ihn. Sie war stolz auf seine Leistungen, das konnte er fühlen. Ken erinnerte sich noch, wie sie ihn immer auf den Kopf geküsst und gesagt hatte: «Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt.» Das hatte sie auch in sein Exemplar von *Wo die wilden Kerle wohnen* geschrieben, das er versteckt in der linken unteren Schublade seines Schreibtischs aufbewahrte, um es von Zeit zu Zeit hervorzuholen und mit den Fingern über die Worte zu streichen, die sie nur für ihn geschrieben hatte. Manchmal fühlte es sich so an, als wäre die Gewissheit, dass seine Mutter ihn mehr als alle anderen geliebt hatte, alles, was er hatte.

Als das Lied zu Ende war, öffnete Ken die Tür der Kommandozentrale und atmete die Gerüche des Hafens ein – das Salz-

wasser, die Algen, die Abgase eines Fischerboots. Gerade kam die Flut, erst langsam, eine täuschend dünne Wasserschicht, die über den Strand strich. Schon bald würde sie stärker werden und vor nichts haltmachen, bis der Hafen randvoll gelaufen war. Dann, nach einem Moment des Stillstands, würde sie umkehren, durch den Kanal ablaufen und Teile von Kens kostbarem Küstenabschnitt mit sich reißen. Er beschloss, sich von dem Gedanken an die Erosion nicht die Laune verderben zu lassen.

Am Himmel schob der Wind elfenbeinfarbene Wolken auf silberumrandete Berge zu, und bei dem Anblick fühlte sich Ken erhaben, als würde er in diesem einen Augenblick verstehen, was im Leben wichtig war. Als er aber versuchte, das Gefühl zu fassen, verflüchtigte es sich wie ein Traum. Egal. Er schmiss eine zusammengeknüllte To-do-Liste in den Papierkorb – Treffer! – und wandte seine Gedanken den greifbaren Dingen zu: weitere Pflanzungen, um die Uferböschung zu stabilisieren, die Suche nach Standorten für die nächsten drei Gardner-Seniorensiedlungen und die Kapitalbeschaffung für seine Wahlkampagne. Mit diesem Deal standen Ken alle Türen offen. Er boxte in die Luft. Er war unerreichbar.

Abby

Fünfzehn Minuten zu spät und deshalb sauer auf sich selbst, bog Abby auf den kleinen Parkplatz oberhalb von Coast Guard Beach in North Truro ab. Das war ein Interview, Herrgott noch mal. Sie selbst hatte vorgeschlagen, sich hier zu einem Strandspaziergang zu treffen, und dann schaffte sie es nicht mal, pünktlich zu sein. Das Porträt von ihr, das landesweit in einer namhaften Kunstzeitschrift erscheinen würde, war eine große Sache. Wie auch ihre Teilnahme an der Gruppenausstellung im Institute of Contemporary Art im kommenden Oktober, wo ihre Arbeit im Rahmen einer Schau mit dem Titel «Identität und Selbstporträt» gezeigt werden würde.

Die Welt der zeitgenössischen Kunst war viel zentrierter, als vielen Leuten bewusst war, und wer nicht in einer der großen Kunststädte lebte – New York, Los Angeles, Miami –, hatte selten Erfolg. Wer zur Kunstszene gehörte, wusste das. Aber wer außen stand – wie Abbys Vater und Bruder –, fand es lächerlich. Farbe. Pinsel. Leinwand. Konnte man damit nicht überall rumwerkeln? Wie sollte man zwei Männern, denen Zuhören nicht gegeben war, erklären, dass man für Händler, Kritiker, Käufer und andere Künstler vor allem gut erreichbar sein musste, um sich in der Kunstwelt durchzusetzen? Atelier und Kunstwerke mussten der Öffentlichkeit zugänglich sein, was auf diesem Streifen Sand mit einer einzigen größeren Straße nicht ganz einfach war. Aber auch wenn Abby weit ab vom Schuss lebte, genoss sie einen Vorteil, den viele andere Künstlerinnen nicht hatten: das Arcadia, ihr wunderbares

Atelier in den Dünen, entworfen und erbaut von ihrer Mutter. Sie wohnte dort auch, es gab ein kleines Schlafzimmer mit Bad im hinteren Teil des Hauses. Mehr brauchte sie nicht.

Abby betrachtete sich rasch im Rückspiegel, setzte eine Strickmütze auf und zog ein paar Haarsträhnen glatt. Besser.

26 Fridas Schwanz klopfte laut gegen Beifahrersitz und Tür. «Warte kurz», sagte Abby und tastete unter dem Sitz nach der Leine, bis ihr einfiel, dass sie sie am Haken neben der Eingangstür hatte hängen lassen. Stattdessen bekam sie einen Kotbeutel zu fassen, der inmitten von Müll im Fußraum vor dem Beifahrersitz lag. Die Reporterin vom *Art Observer*-Magazin würde hoffentlich nicht merken, wie durcheinander sie war.

Rachel Draper war leicht zu erkennen, sie stand gegen das einzige Auto mit New Yorker Kennzeichen gelehnt, startete aufs Meer und war modischer gekleidet als jede Einheimische. Sie trug dunkle Jeans, einen grauen Rollkragenpullover und war in eine leichte, taillierte Daunenjacke eingemummelt. Ihr feiner Schal, rot wie Blut, flatterte in der Brise, als wäre er lebendig.

Als Abby die Autotür öffnete, schlug ihr frischer Wind entgegen. Frida sprang über ihren Schoß hinweg und rannte die Düne hinab ans Wasser, wo sich ein Möwenschwarm ohne Eile in die Lüfte schwang. Abby zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu und stieg aus dem Wagen.

Rachels Blick wanderte vom Hund zu Abby, und sie schob sich die Sonnenbrille ins Haar. «Abigail?»

«Ja. Hi, Rachel.» Abby ergriff die ausgestreckte Hand. «Tut mir sehr leid, dass ich zu spät komme. Und bitte nennen Sie mich Abby.»

«Freut mich, Sie endlich kennenzulernen, Abby. Ich bin ein

großer Fan. Und wer ist das?» Sie deutete auf Frida, die am Ufer entlangpreschte.

«Das ist Frida», sagte Abby.

«Frida», wiederholte Rachel lächelnd. «Ein toller Name. Ich liebe Golden Retriever. Ich habe selbst zwei.»

Ein Hundemensch. Rachel war vermutlich Ende fünfzig, hatte blaugraue Augen und ein freundliches, offenes Gesicht. Abby mochte sie sofort.

27

Von dort, wo sie standen, erstreckte der Strand sich schier endlos in beide Richtungen. Der Atlantik war für die Jahreszeit ungewöhnlich ruhig, die Wellen brachen nicht, sondern schienen sich am Strand aufzulösen und hinterließen eine feine Borte aus Schaum. Die Sandbänke waren überspült und nur als grüne Flecken im dunklen Wasser zu erkennen. Die Flut lief immer noch ab – ideale Bedingungen für einen langen Spaziergang.

Am Rand des Parkplatzes stand eine Malerin in Kittel und mit fingerlosen Handschuhen hinter einer Staffelei, die auf die Dünen im Norden hin ausgerichtet war. Genau gegen dieses Klischee hatte Abby anzukämpfen: dass alle Cape-Cod-Kunst das bildliche Äquivalent zu Liebesromanen wäre – Sonnenuntergänge über der Marsch, am Strand entlanghuschende Regenpfeifer, Hummerboote, denen Möwenschwärme folgten. Hübsche Landschaftsbilder für den Kaminsims. Die Malerin setzte letzte Pinselstriche an ein paar Kumuluswolken, und Abby sah mit Grauen, dass sie jegliche Einzigartigkeit daran verfehlt hatte: die Helligkeitsabstufungen, die versteckten Farben und die Wölbungen, die dem Bild Tiefe gegeben hätten. Abby malte seit der Highschool keine Meeresbilder mehr.

«Meine Güte, das ist wirklich atemberaubend», sagte Rachel

und schützte mit der Hand die Augen vor der spätmorgendlichen Sonne. «Gehen Sie hier jeden Tag spazieren?»

«Oh, nein, nicht jeden Tag. Ich bin für Gleichberechtigung unter den Stränden», sagte Abby lächelnd. «Race Point und Cahoon Hollow liebe ich genauso, aber ich gehe auch auf der Buchtseite spazieren. Das hängt immer von den Gezeiten, dem Wind und meiner Stimmung ab.»

28

Rachel befestigte ihr iPhone an ihrem Oberarm und erklärte, dass sie das Interview aufnehmen würde.

Altbekannte Nervosität regte sich in Abby. Es fiel ihr immer schwer, über sich und ihre Kunst zu sprechen, und ihre neuen Bilder waren sehr persönlich, etwas ganz anderes als die Skulpturen, mit denen sie bekannt geworden war: lebensgroße Nachbildungen von Meeresgeschöpfen aus Müll, den sie an den Stränden von Cape Cod gesammelt hatte, darunter ein Buckelwalskelett aus weggeworfenen Bleichmittelflaschen; ein weißer Hai aus Flipflops, zusammengebunden mit schlaffen Heliumballons; riesige Seesterne aus Bierflaschen, Tamponapplikatoren, Golfbällen und dergleichen. Sie erzählten eine einfache Geschichte und lenkten den Blick auf die Vermüllung der Meere. Aus der Ferne wirkten sie reizvoll und interessant, aus der Nähe waren sie ein Schlag ins Gesicht. Abbys Durchbruch kam, als Jeff Koons – der ihre Arbeiten während eines Urlaubs in Provincetown gesehen hatte – in einem Interview nach interessanten Nachwuchskünstlern gefragt wurde und ihre riesige Unechte Karettschildkröte erwähnte. Quasi über Nacht hatte Abby auf einmal Fans und eine Ausstellung in einer örtlichen Galerie. Die Schildkröte verkaufte sich für zwölftausend Dollar, zu jener Zeit eine für sie lebensverändernde Summe. Aber das war zehn Jahre her, und der Hype hatte sich als kurzlebig

herausgestellt. Die nachfolgende Ausstellung war finanziell erfolglos geblieben, und die Galerie hatte sie fallen lassen.

Abbys aktuelle Arbeiten waren viel intimer. Sie wusste nicht genau, wie sie darüber sprechen sollte, schon gar nicht in das Aufnahmegerät einer Reporterin. *Bisschen spät, um es sich anders zu überlegen*, dachte sie, steckte sich ein Zimtkaugummi in den Mund und kaute, bis ihr Gaumen kribbelte. Ein Porträt im *Art Observer* war eine wirklich gute Sache, ermahnte sie sich. Eine großartige Sache. Hart erarbeitet.

29

Es bestand sogar die – wenn auch kleine – Chance, dass ihre Arbeit auf dem Titelblatt abgebildet sein würde. Ein Fototermin in ihrem Atelier war bereits geplant. Und selbst wenn sie es nicht aufs Cover schaffte, ein Bericht im *Art Observer* war immer noch die Art Publicity, die den Schalter umlegen könnte. Vielleicht konnte sie dann ihren Job als Lehrerin an der Nauset High School an den Nagel hängen und von ihrer Kunst leben. Nicht dass sie nicht gern unterrichtete – sie liebte ihre Schüler, und die Schüler liebten sie. Aber der Job bedeutete, weniger Zeit zum Malen zu haben, und sie zählte die Tage bis zum Beginn der Sommerferien. Die Zeitschrift würde im Oktober in die Läden kommen.

«Alles bereit», sagte Rachel. «Können wir anfangen?»

Sie spazierten entspannt plaudernd am Wasser entlang, Frida rannte voraus und jagte Strandläufer, die nach Würmern und Sandflöhen pickten. Abby spulte die üblichen biographischen Informationen herunter: geboren und aufgewachsen auf Cape Cod; der Vater ein hoch angesehener Meeresbiologe; die Mutter Architektin, jung gestorben; der Bruder ein erfolgreicher Bauunternehmer; sie selbst Absolventin der RSID – Rhode Island School of Design, 1999, seitdem als Künstlerin auf Cape Cod lebend und arbeitend.

«Ich habe in der *Cape Cod Times* einen Artikel über Ihren Vater gelesen. Das muss eine Herausforderung für ihn gewesen sein – nach dem Tod Ihrer Mutter alles allein hinzukriegen, beruflich voranzukommen, während er Sie beide mehr oder weniger ohne Hilfe aufgezogen hat. Das hätte nicht jeder Mann geschafft. Und Sie beide sind in Ihren jeweiligen Berufen so erfolgreich. Erstaunlich», sagte Rachel.

Abby lächelte. Ja, das war die offizielle Version ihrer Familie.

«Sprechen wir über Ihre Kunst. Haben Sie beim Malen ein Ziel?», fragte Rachel.

«Ich will Geschichten erzählen», sagte Abby. «Mein Ziel ist es, eine Geschichte zu erzählen, die einen Nerv trifft. Wenn ich die Wahrheit male, egal, wie seltsam sie sein mag, erkennen die Menschen sich darin wieder. Das Leben liegt in den Details.»

«Wie wissen Sie, dass Sie auf dem richtigen Weg sind?», fragte Rachel.

Abby kickte mit der Turnschuhspitze Sand hoch. Kunst zu machen, fühlte sich gefährlich und aufregend an. «Das ist so, als würde man über einem dunklen Teich schwingen und das Seil loslassen.»

Beim Gehen sammelte Abby allerlei Dinge ein, die ihr ins Auge fielen: elegante spiralförmige Wellhornschnecken, glatte Treibholzstücke, das brüchige schwarze Ei eines Rochens mit spitzen Zacken an beiden Enden. In all diesen Fundstücken sah sie Schatten, Kurven und Muster, die den meisten Menschen verborgen blieben. Dank der Winterstürme und weil noch wenig Touristen kamen, war der April ein guter Monat, um Treibgut zu sammeln. Nicht alles, was sie aufhob, war natürlichen Ursprungs, sie sammelte auch angespülten Müll oder Hinterlassenschaften der Strandurlauber aus den letzten Jahren: ein ausgefranstes verknotetes Seil, einen verrosteten

Köder, den Kopf einer Barbiepuppe. Für diese Schätze trug sie immer einen Beutel über der Schulter.

Nach etwa einer Meile entdeckte Abby über dem Meer einen Sprühnebel, vermutlich der Blas eines Wals. Auf weitere hoffend, setzten sie und Rachel sich in den Sand und blinzelten in die Helligkeit über dem Wasser. Rachel saß kerzengerade im Schneidersitz, die Schultern nach hinten und unten gezogen wie ein Yogi. Abby hockte nach vorne gebeugt und hatte die Arme um die Knie gelegt.

«Um diese Jahreszeit kehren die Wale ans Cape zurück, um Nahrung zu suchen», sagte Abby. Sie richtete sich auf und streckte den Rücken durch, ihr Körper schien zu erblühen.

Sie starrten die Linie am Horizont an, an der Himmel und Meer ineinander verschmolzen, sahen aber nichts. Frida spielte währenddessen ein artenübergreifendes Versteckspiel mit einer Robbe und bellte jedes Mal wie wild, wenn diese kurz abtauchte, um woanders wieder aufzutauchen.

«Also, wollen wir über Ihre neue Arbeit sprechen?», schlug Rachel vor. «Ich würde gern erfahren, warum Sie Ihren Skulpturen den Rücken gekehrt haben.»

Plötzlich konnte Abby es nicht erwarten, Rachel ins Arcadia zu bringen. «Fahren wir in mein Atelier.» Sie hoffte, ihre Kunst würde für sich sprechen.

Der Wind trieb sie auf dem Rückweg nach Coast Guard Beach vor sich her. Eine halbe Meile vor dem Parkplatz fiel Abbys Blick auf eine blau-violette Keramikscherbe mit einem auffälligen orangen Schlangenmuster, die Ränder vom Meer abgeschliffen. Gänsehaut breitete sich auf ihren Unterarmen aus wie Sterne am Nachthimmel. So eine hatte sie seit über einem Jahr nicht mehr gefunden. Das Muster war selten – keine Massenware, wie sie aus ihren Nachforschungen wusste – ,

trotzdem hatte sie bereits eine ganze Schale voller solcher Scherben in ihrem Atelier stehen, die sie im Lauf der Jahre an so unterschiedlichen Orten wie den Turks- und Caicosinseln, Korsika, Montauk und hier auf Cape Cod gesammelt hatte.

«Was für ein ungewöhnliches Muster», bemerkte Rachel.

32 «Nicht wahr?» Abby strich mit dem Finger über die leicht erhobene Glasur der Schlange, als würde sie Brailleschrift lesen. Es mochte albern klingen, aber sie glaubte fest daran, dass diese Keramikscherben Geschenke, eigentlich kleine Botschaften, von ihrer Mutter waren. Das hatte sie nur einmal jemandem verraten: ihrem Bruder, als sie acht gewesen war und er elf. Keine gute Idee. Kenny hatte sich furchtbar aufgeregt, ihr vorgeworfen, sie würde lügen, und ihr klargemacht, dass sie sich keine besondere Verbindung zu ihrer Mutter einreden solle. «Die hast du nicht. Und wirst du auch nie haben», hatte er gesagt. Als sie widersprechen wollte, fauchte er: «Du weißt, dass du schuld bist an ihrem Tod, oder, Abby?» Das hatte sie zum Schweigen gebracht.

Später an jenem Abend war Kenny zu ihr ins Bett geschlüpft, um sich zu entschuldigen. «Ich hab's nicht so gemeint», sagte er, zutiefst unglücklich. Aber Abby wusste, dass das nicht stimmte. «Tut mir leid», sagte er. «Ich vermisse sie einfach.» Verwirrt und von Schuldgefühlen überwältigt tröstete Abby ihn, gleichzeitig ihrerseits untröstlich, für den Tod ihrer Mutter und Kennys Verlust verantwortlich zu sein. Sie schwor, alles zu tun, um es wiedergutzumachen, umarmte ihn fest, als er weinte, bis sein verkraampfter Körper sich entspannte und er vom Schlaf überwältigt wurde. Von da an behielt sie ihre Gespräche mit ihrer Mutter für sich.

Abby war schon immer eine Sammlerin gewesen. Als kleines Kind hatte ihr Vater sie oft und lange allein am Strand gelassen,

während er mit Kenny segeln ging. Im Rückblick waren diese einsamen Tage prägend gewesen für ihren Weg als Künstlerin. Stundenlang hatte sie ganze Dörfer aus Seetang, Treibholz, Muscheln und anderen Fundstücken gebaut. Aber sie war nie wirklich allein gewesen. Ihre Mutter war immer bei ihr und legte ihr Schätze in den Sand. Sie überlegte dann, woher die Gegenstände stammen mochten, und Geschichten tauchten in ihrem Kopf auf: Ein Eisennagel hatte einst zu einem Wikingerschiff gehört; ein von Seepocken besiedelter Kieselstein hatte das Meer im Magen eines Felsenbarschs überquert; ein Stück Seeglas – der Rand einer Parfümflasche – war von einer eifersüchtigen Schwester in den Ozean geworfen worden. Andere würden in diesen Tagträumen Kindheitsfantasien sehen, für Abby waren es Erinnerungen.

Sie steckte die Keramikscherbe ein und piff Frida zu sich. Kaum zu glauben, ein Interview mit dem *Art Observer* und eine Nachricht von ihrer Mutter am selben Tag.

Die Fahrt zu Abbys Atelier war kurz, Rachel folgte ihr in ihrem Mietwagen. Ein steiler Schotterweg führte zu einem einfachen rechteckigen Gebäude aus Schlackenbetonblöcken, Holzbohlen und Glas, das in der Sonne glitzerte. Abby warnte Rachel vor einer losen Treppenstufe und hoffte, sie würde die abgeblätterte Farbe an der Tür nicht bemerken. Das Arcadia war renovierungsbedürftig. Aber dafür müsste sie Kenny fragen, ob sie seine Instandhaltungsrücklagen anzapfen durfte, und dieses Gespräch vermied sie.

Rachel Draper trat ein und brachte kein Wort heraus. Abby versuchte sich vorzustellen, wie es war, das Atelier zum ersten Mal zu betreten. Der Mief nach Ölfarben und nassem Hund, der Sand, der auf dem Boden knirschte, am anderen Ende des Raums Wandschränke, deren Farbe abblätterte, uralte Küchen-

geräte – ein Kühlschrank mit abgerundeten Ecken, über dessen Griff in Chrombuchstaben das Wort PHILCO angebracht war, ein schwerer beiger Gasherd, ein gusseisernes Spülbecken mit gelblicher Emaillierung. Überall Kram: ausgetrocknete Farbtuben, alte Taschenbücher, halb bemalte Leinwände, gräuliche Tropftücher, ein vertrockneter Wildblumenstrauß. *Ich hätte wirklich ein bisschen aufräumen können*, dachte sie. Zumindest verhinderte die hohe Decke, dass Platzangst aufkam.

«Das ist ein Paradies», flüsterte Rachel.

Abby atmete auf und versuchte, das Atelier durch Rachels Augen zu sehen. Die ließ ihren Blick über die Wände gleiten, die bedeckt waren mit Bildern aus Pornozeitschriften aus den Dreißigern, anatomischen Illustrationen, Fotos von Operationen. Über die Fensterbretter, auf denen Seesterne, Seeglas, Strandschneckenhäuser und Glückssteine aus übervollen Einweckgläsern quollen. Dann über die drei Bilder an der hinteren Wand, denen Abby die Titel *Es*, *Ich* und *Über-Ich* gegeben hatte. Sie hatte sich für Begriffe aus der Psychoanalyse entschieden, einerseits, weil sie es lustig fand, andererseits, weil sie poetisch und passend waren. Dann kam der Moment, auf den Abby gewartet hatte: Rachels Blick folgte einem schräg hereinfliegenden Sonnenstrahl und landete auf dem Bild, an dem sie gerade arbeitete.

Rachel eilte darauf zu, beugte sich nach vorn und betrachtete es eingehend. Sie sah die lebendigen, fließenden Linien, Ergebnis von Abbys energischem Pinselstrich und ihrer Schichtenmaltechnik. «Mein Gott», flüsterte sie, die Augen halb zusammengekniffen, «das ist unglaublich.» Dann stand sie auf, trat zurück, um das Bild als Ganzes zu betrachten, und zog mit dem Zeigefinger eine Kurve durch die Luft. «Die impliziten Linien sind kinetisch, sie ziehen das Auge von Szene zu Szene

weiter.» Ihr Mund zuckte, und sie schwieg eine Weile. «Da ist viel zu verarbeiten, aber ich verstehe, was Sie mit dem Geschichtenerzählen meinen. Unruhe vermischt sich mit Hoffnung.» Sie zückte ihr iPhone. «Darf ich?»

«Gern», sagte Abby und drückte Frida mit rotem Gesicht einen Kuss auf den Kopf.

«Hat es einen Titel?» Rachel knipste mehrere Fotos.

35

«Noch nicht», sagte Abby. Sie hatte mehrere Titel im Sinn, die aber alle noch nicht treffend waren.

Während die Dünen draußen unter der wandernden Sonne langsam von Grün zu Gold wechselten, betrachtete Rachel ausführlich die Bilder an den Wänden, sah sich die ungeordnet in einem großen Gestell stehenden Leinwände an und kehrte immer wieder zu dem noch unfertigen Gemälde zurück. Dabei sprach sie einen stakkatoartigen Monolog in ihr iPhone, bei dem Abby ganz schwummrig wurde. «Vergleich: Lucian Freud, nicht idealisierte weibliche Form. Vergleich: Chaïm Soutine, Darstellungen von Kadavern, zerfetztem Fleisch. Vergleich: Tracey Emin, autobiografisch, bekennend. Vergleich: Twombly, energische Verwendung von Linien, Farbe.»

Als Rachel ihr iPhone schließlich wegsteckte, schlug Abby vor, auf die Dachterrasse zu gehen. Sie legte eine Dose mit Mandeln, einen Granny-Smith-Apfel und ein Gemüsemesser in eine Stofftasche und füllte zwei große Gläser mit Wasser. Da sie die Hände voll hatte, trat sie die hintere Ateliertür mit dem Fuß auf und führte Rachel eine zierliche Wendeltreppe hinauf – die für Frida zu steil war. Die Metallspirale war von Glyzinien überwuchert, deren knorrige Sprossachsen in alle Richtungen wuchsen, das Gelände umrankten, sich unter das Hausdach schlängelten und die Regenrinnen anhoben.

In einem Monat, Mitte Mai, würde das Ungetüm blühen,

dann würden Tausende von duftenden blauvioletten Blumen die Hauswand überziehen und flatternde Monarchfalter anlocken, die auf ihrer kräftezehrenden Reise aus Mittelamerika eine Pause einlegen mussten. Ken lag ihr ständig in den Ohren, das Ding zurückzuschneiden, er mochte es sauber und ordentlich. Die Glyzinie war ein Geschenk seiner Frau Jenny gewesen, die Abby gewarnt hatte, sie müsse das Biest zähmen, sonst würde sie Chaos ernten. Glyzinien erforderten Planung und Erziehung, hatte Jenny erklärt. Abby hatte den Ratschlag ignoriert, die jungen Triebe nicht wie angewiesen umeinandergewickelt und nach jedem Sommer vergessen, die Ranken zurückzuschneiden. Jetzt war sie dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Die Glyzinie war ein wunderschönes Kuddelmuddel.

Von der Dachterrasse aus hatte man einen Rundumblick: Geradeaus lag Pilgrim Lake, im Osten waren Dünen, die in den Atlantik übergingen, im Nordwesten der geschwungene Ausläufer von Provincetown, der zuletzt entstandene Teil des Cape, vor zehntausend Jahren durch Strandversetzung aufgeschüttet, was geologisch betrachtet einem Wimpernschlag gleichkam.

«Wow!», rief Rachel aus, die am Geländer stand und die Mondlandschaft aus Dünen betrachtete, die in den Ozean hineinliefen, die Horizontlinie in der Ferne, verwobene Blautöne.

«Ich weiß, ich habe wirklich Glück. Das Atelier hat früher meiner Mutter gehört.» Abby stellte die Wassergläser auf den Tisch, packte die aufs Geratewohl zusammengestellten Snacks aus und begann, den Apfel klein zu schneiden. «Sie war Architektin, das hatte ich erwähnt, oder? Sie hat alles selbst gebaut.»

«Das hatten Sie gesagt. Was für ein wunderbares Vermächtnis. Ihre Mutter muss gewusst haben, dass Sie ähnlich künstlerisch veranlagt sein würden, wie sie es war.»

«Oh, nein, na ja, nicht wirklich.» Abby ging zu Rachel. «Meine Mutter starb, als ...» Sie hielt inne, suchte nach Worten. Es fiel ihr immer schwer, es auszusprechen. «Na ja, es geschah sehr plötzlich. Sie starb Stunden nach meiner Geburt.»

«Oh, das tut mir so leid.» Rachel legte Abby eine Hand auf den Arm. «Wie furchtbar für Ihre Familie.»

«Das war es. Schrecklich. Meine Eltern haben sich sehr geliebt und eine perfekte Ehe geführt. Und mein Bruder Kenny war damals noch ein kleiner Junge», sagte Abby. Der Gedanke an Kennys Trauer schmerzte sie jedes Mal. «Jedenfalls ist es kompliziert. Meine Mutter hatte ihr Testament nicht aktualisiert, Sie wissen schon, Treuhandkonten und so. Um es kurz zu machen, die beiden Dinge, die ihr am meisten bedeuteten, dieses Atelier und ihr Segelboot, wurden beide meinem Bruder vermacht, an seinem achtzehnten Geburtstag. Mein Vater hat versucht, das Richtige zu tun und alles so fair aufzuteilen, wie es seiner Überzeugung nach in ihrem Sinn gewesen wäre – mir das Arcadia zu geben und Ken die *Francesca*. Aber rein rechtlich gesehen gehört beides immer noch meinem Bruder.»

«Was ist mit Ihrer Stiefmutter?», fragte Rachel. «Ich habe einen Artikel über ihre Biolumineszenz-Forschung gelesen. Standen Sie sich nah?»

Die Frau hatte ihre Hausaufgaben gemacht. Ja, Abby hatte ihre Stiefmutter vergöttert. An dem Tag, als Gretchen endlich die Nase voll hatte und Abbys Vater nach einem Streit epischen Ausmaßes – in dem sowohl Vorwürfe als auch Teller geflogen waren – verließ, war Abby am Boden zerstört gewesen. Gretchen war ihre Verbündete gewesen und die einzige Mutter, die sie je gekannt hatte. Und da es für Stiefeltern kein Umgangsrecht gab, hatte Abby keine Möglichkeit gehabt, mit ihr in Kontakt zu bleiben. Gretchen war als Feindin abgestempelt

worden. *Verrückt. Durchgeknallt.* Ende der Diskussion. Ohne dass ihr Vater oder Bruder etwas ahnten, hatte Abby Gretchen mithilfe des Internets wiedergefunden. Seitdem hielten die beiden sich ein paarmal im Jahr gegenseitig auf dem Laufenden – an Geburts- und Feiertagen.

38 «Das ist ewig lange her.» Abby fragte sich, wie viel Rachel über ihre Stiefmutter wusste. «Aber, ja, Gretchen war wunderbar. Es war nicht ihre Schuld. Meine Mutter hatte ziemlich große Fußstapfen hinterlassen ...» Abby deutete auf die Stühle. «Setzen wir uns doch.»

Rachel verstand den Hinweis und kehrte zum ursprünglichen Thema zurück. «Und warum überschreibt Ihr Bruder Ihnen das Arcadia nicht einfach?»

Noch ein wunder Punkt. Aber Abby hatte ihn erwähnt, war also selbst schuld. Sie dachte einfach nicht nach – warum wusch sie ihre dreckige Wäsche vor den Augen und Ohren einer Reporterin? Sie biss in ein Apfelstück, die Säure ließ den Speichel fließen. «Kann der Teil mit meinem Bruder bitte unter uns bleiben?», fragte sie. «Ich wäre Ihnen sehr dankbar. Tut mir leid. Sie sind so ... na ja, Sie machen es einem leicht, mit Ihnen zu reden.»

«Natürlich», sagte Rachel. «Selbstverständlich. Aber jetzt bin ich neugierig.»

«Ich glaube, es geht um Kontrolle. So sorgt er dafür, dass ich ihm verpflichtet bleibe, nehme ich an.» Abby zuckte die Achseln. «Er würde Ihnen sagen, dass er aus reiner Nächstenliebe handelt – und sich um die Steuern und die Instandhaltung und all diese Sachen kümmert. Dass er mir hilft. Aber es steckt mehr dahinter. Haben Sie Geschwister?»

«Ah! Ich verstehe. Alles klar.»

Rachel und Abby machten es sich auf den Korbstühlen

bequem, knabberten die Snacks und schauten auf die Dünen hinab, die in der Nachmittagssonne schimmerten. Unten winselte Frida.

«Ruhig!», rief Abby, und ausnahmsweise gehorchte der Hund. «Gutes Mädchen», sagte sie. «Tut mir leid. Sie ist nicht daran gewöhnt, dass Besuch da ist und sie mich teilen muss.»

«Nur noch ein paar Fragen, dann lasse ich Sie in Ruhe, ver-
sprochen.» Rachel scrollte durch ihre Handynotizen und murmelte gedankenverloren – «Arcadia, familiärer Hintergrund, monatlich Tag der offenen Tür, RISD» –, bis sie ein Thema fand, das sie noch nicht angeschnitten hatte. «Unterrichten Sie gern an der Nauset High?»

«Oh, ja. Ich bin gern mit Kindern zusammen und finde es toll, ihre künstlerische Entwicklung mitzuerleben. Natürlich findet die nicht bei jedem Schüler statt. Viele starren die ganze Zeit auf ihre Handys. Aber wenn es klappt, gibt es nichts Besseres.» Abby zuckte die Schultern. «Außerdem kann ich so meine Rechnungen bezahlen.»

«Wem zeigen Sie Ihre Arbeiten als Erstes?»

«Meiner besten Freundin, Jenny. Immer Jenny. Im ersten Jahr an der RISD war sie meine Zimmergenossin», sagte Abby. «Jetzt ist sie mit meinem Bruder verheiratet. Sie haben sich durch mich kennengelernt.»

«Interessant», sagte Rachel. «Ihre Schwägerin ist also ebenfalls Künstlerin?»

«War», sagte Abby. «Keramikerin. Aber Jenny hat vor langer Zeit einen anderen Weg eingeschlagen.»

Die Untertreibung des Jahrhunderts, dachte Abby. Jenny Lowell stammte aus völlig anderen Verhältnissen und war eine Freundin, wie Abby sie sich nie zu erhoffen gewagt hatte. Schon am ersten Abend im College hatten sie Freundschaft ge-

schlossen: Wenige Minuten nachdem Jennys Eltern, Theodore und Isabel, abgefahren waren, hatte Jenny Abby eine Schere hingehalten und sie aufgefordert, die teure Bettwäsche zu zerschneiden, die ihre Eltern als «Einzugsgeschenk» zurückgelassen hatten.

40 «Werden sie nicht sauer sein?», hatte Abby zu bedenken gegeben und sich gefragt, ob sie Jenny von ihrem Plan abhalten sollte, um nicht als schlechter Einfluss auf sie abgestempelt zu werden.

Jennys Lächeln hatte klargestellt, dass der Zorn ihrer Eltern – insbesondere der ihrer Mutter – Teil des Vergnügens war. «Kunst ist meine Rebellion», sagte sie und brachte Abby bei, wie sich aus Bettwäschestreifen ein Flickenteppich knüpfen ließ, den sie später auf den Boden zwischen ihren Betten legten.

Bald hatte Abby verstanden, dass das Zerstören und Neuzusammensetzen teurer Geschenke ihrer Eltern Jennys Lieblingsbeschäftigung war. Sie schlug geerbte Teetassen kaputt und bastelte daraus Mosaik, arbeitete die Ärmel von Kaschmirpullovern in fingerlose Handschuhe um und schmolz Schmuck ein, um damit ihre Keramiken zu lackieren. Sie erzählten einander alles.

Auch jetzt noch machte es Abby traurig, dass Jenny ihren Traum, Künstlerin zu werden, aufgegeben hatte, aber ihre Freundin hatte sich anders entschieden. «Obwohl sie an einer der besten Kunstschulen des Landes aufgenommen wurde und irrsinnig talentiert war, haben ihre Eltern ihre Arbeit nie ernst genommen. Sie sahen es als Hobby, nicht als richtigen Beruf», sagte Abby. «Und die Zweifel haben sich festgebohrt.»

«Wie denn?», fragte Rachel.

«Das ist schwer zu erklären. Bei allem Draufgängertum war Jenny nicht sehr selbstsicher. Ihre Eltern wollten, dass sie sich

einen passenden Ehemann sucht, mit den, Sie wissen schon, richtigen Beziehungen, wofür eine Kunstschule ihrer Meinung nach nicht der geeignete Ort war. Als ihre Mutter dann krank wurde – Brustkrebs –, hat Jenny die Schule verlassen und kam nie zurück. Aber wir sind eng befreundet geblieben. Mit Anfang zwanzig hat sie hier bei mir den Sommer verbracht und sich in Ken verliebt.» Abby merkte, dass sie ihre Freundin schützte – die wilden Jahre, die Aufenthalte in Entzugskliniken ließ sie aus. Als dann klar wurde, dass Isabel Lowell den Krebs nicht überleben würde, hatte sich etwas verändert. Jenny wollte ihrer Mutter zeigen, dass sie endlich auf dem richtigen Weg war.

41

«Also hat sie durch die Kunstschule doch den passenden Ehemann gefunden – dank Ihnen», sagte Rachel. «Ihre beste Freundin und Ihr Bruder. Sie müssen zugeben, das ist richtig süß.»

«Ja, schon.» Abby dachte an die Kompromisse, die Jennys Ehe ihrer Freundschaft abgerungen hatte. Sie wollte nicht länger über ihre Familie reden. «Können wir über etwas anderes sprechen?»

«Okay», stimmte Rachel zu. «Erzählen Sie mir von Ihren literarischen Einflüssen.»

«Wie viel Zeit haben Sie?» Abby grinste. «Zuerst fällt mir *Frankenstein* ein. Da ist alles drin: Ehrgeiz, Rache, Verlust, die Vergänglichkeit des Körpers ...»

Abby hatte *Frankenstein* zum ersten Mal als Teenager gelesen, das Buch hatte ihre lebenslange Faszination für körperliche Veränderungen geweckt. Jahrelang hatte sie jeden Tag mit Wasserfarben Skizzen solcher Veränderungen angefertigt – gerinnendes Blut, ein anschwellender Penis, Wangen, die sich rot färbten –, schnelle, freihändige Zeichnungen, in denen sie

die der Veränderung eigene kinetische Energie einzufangen versuchte.

«Außerdem ist Mary Shelleys Mutter bei der Geburt gestorben, wir haben also etwas gemeinsam.»

42 Abby dachte an die Veränderungen, die gerade in ihrem eigenen Körper stattfanden: Adern, die seitlich an ihren plötzlich empfindlichen Brüsten hervortraten, ständiger Druck auf der Blase, ein inneres Aufblühen. Sie war in der achten Woche schwanger. Und hatte es noch niemandem erzählt.

Unversehens wurde aus Rachels vermeintlich letzten paar Fragen eine lange Unterhaltung über literarische Heldinnen – Adrienne Rich, Toni Morrison, Nadine Gordimer –, gefolgt von einem orange glühenden Sonnenuntergang und einer Diskussion über die spannende Aussicht auf eine Frau im Weißen Haus, bis schließlich die Sterne am samtschwarzen Nachthimmel funkelten und das Gespräch zu Abbys unvollendetem Bild zurückkehrte.

«Oh, schon so spät», sagte Rachel. «Vielen Dank für Ihre Zeit, Abby. Sie sind sehr entgegenkommend gewesen. Wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich noch eine allerletzte Frage zu dem Bild stellen.»

«Natürlich», sagte Abby.

«Können Sie etwas zu dem kreisförmigen Betrachtungsrahmen sagen – das ist ein Auge, stimmt's? Ein Beobachter?»

«Ähm, etwas in der Art», sagte Abby mit einem warmen Lächeln. Sie hatte bereits mehr preisgegeben, als sie vorgehabt hatte. Rachel Draper brauchte nicht zu wissen, wessen Auge das war. Manche Dinge wollte Abby für sich behalten. Was die Körperteile anging, das waren ihre. Jede Figur, die sie je gemalt hatte, ob sie ihr ähnelte oder nicht, war irgendwie sie selbst – so wie jede Gestalt in einem Traum den Träumenden darstellte

und jede Figur in einem Roman die Autorin war. Abby konnte den Körper zu einer Fiktion machen – Haut- oder Haarfarbe ändern, Kilos hinzufügen –, aber das Werk stammte von ihr.

Abby plante, ihrem Vater das Bild zum siebzigsten Geburtstag zu schenken und damit gleichzeitig die Schwangerschaft zu verkünden. Sie stellte sich vor, wie er die Leinwand betrachtete und die Verbindung zwischen Künstlerin und Subjekt herstellte. Ihr Körper enthielt einen Körper, und der zentrale Torso auf dem Bild ebenfalls. Einen kleinen Jungen. Keine Ahnung, woher sie das wusste, aber sie wusste es. Ihr Vater – ein typischer Chauvinist, der seinen Chauvinismus nicht wahrhaben wollte – würde endlich den ersehnten Enkel bekommen. Normalerweise hätte Abby eine so bedeutende Neuigkeit zuerst Jenny offenbart, aber irgendetwas stimmte in der letzten Zeit nicht zwischen ihnen; mit dem Beginn des neuen Jahres war ihre Beziehung abgekühlt. Es hatte keinen Streit gegeben, aber Jenny ging Abby seit einer ganzen Weile aus dem Weg, nahm ihre Anrufe nicht an und gab vor, es aus Zeitgründen nicht zu ihrem wöchentlichen Mittagessen zu schaffen. Abby bemühte sich, Jenny Raum zu lassen, doch die Ungewissheit machte ihr zu schaffen. Sie waren immer offen und ehrlich miteinander umgegangen. Falls Abby Jenny irgendwie vor den Kopf gestoßen hatte, warum sagte Jenny es dann nicht?

Abby war sicher, nicht die erste Frau zu sein, die panische Angst vor dem Gebären hatte – sie hatte verdammt noch mal mehr Grund dazu als die meisten anderen –, warum also redeten Frauen kaum darüber? Solange Abby zurückdenken konnte, hatten ihr die Kräfte ihres Körpers Angst eingeflößt. Während ihre Freundinnen in der Mittelstufe der ersten Periode entgegenfieberten, erfüllte sie die Aussicht darauf mit Entsetzen. Wozu ihr Körper fähig sein würde. Als Abby mit

zwölf in die Pubertät kam, zog sie sich zurück und stellte mehr oder weniger das Essen ein, was ihre Brüste wie gewünscht schrumpfen ließ, zu einer unregelmäßigen Periode führte und ihr ein falsches Gefühl von Kontrolle vermittelte. Ihr Vater schien nichts zu bemerken, Ken dagegen schon, er löcherte sie mit Fragen und wollte wissen, was los war. Sie konnte es nicht erklären. Sie wollte ihn einfach nicht mehr in ihrer Nähe haben – nicht auf dem Sofa, nicht im Wald, nicht in ihrem Zimmer. Sie brauchte Raum.

Zuerst war Abby nicht sicher gewesen, ob sie das Kind bekommen würde. Sie hatte nie heiraten wollen und nur selten darüber nachgedacht, wie es wäre, Mutter zu sein. Doch sie war jetzt achtunddreißig, daher beschloss sie, die Schwangerschaft einige Wochen lang zu erleben und erst dann eine endgültige Entscheidung zu treffen. Wenn sie Mutter werden wollte, dann jetzt oder nie. Sie überlegte, was ein Kind für ihre Arbeit bedeuten würde und ob sie es allein aufziehen wollte. Zu ihrer großen Überraschung fühlte sie sich dem Wesen, das in ihr heranwuchs, mit jedem Tag mehr verbunden. Sie spürte, wie in ihr eine Kraft entstand, die sie unbesiegbar und sichtbar machte. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten hatte sie Hunger. Abby wollte nicht mehr verschwinden, sie wollte gesehen werden.

Steph

Steph starrte ihr Neugeborenes an, das in der durchsichtigen Krankenhauswiege lag. Die kleine Brust hob und senkte sich, die Lippen waren geschürzt, als wartete das Baby auf einen Kuss. Sie dagegen wartete auf eine Eingebung und hoffte, die Geburt ihres Sohns würde Klarheit in die Ereignisse der letzten Zeit bringen. Nichts da. Das Wunder des Lebens, das sie in die Welt gebracht hatte, belegte nur den zweiten Platz hinter ihrer existenziellen Krise: Michael Murphy war nicht ihr Vater, und sie hatte keine Ahnung, wie sie mit dieser unlängst geplatzten Bombe fertigwerden sollte. Ihr ganzes bisheriges Leben beruhte auf einer Lüge.

45

Sie atmete ein paarmal tief ein und aus und konzentrierte sich auf das, was sie mit Sicherheit wusste: Sie war eine treue Freundin, eine liebevolle, wenn auch mitunter ungeduldige Partnerin für ihre Ehefrau Toni und eine hervorragende Polizistin. Na ja, wohl doch eher Mittelmaß, angesichts all der Hinweise, die sie übersehen hatte. Ihre Eltern hatten helle Haut und Sommersprossen, ihre eigene Haut war olivfarben und glatt. Ihre Eltern bestanden aus weichen Rundungen, sie aus scharfen Kanten. Ihre Eltern waren lieb und nett, sie eher derb – die Einzige in der Familie, die fluchte. Trotzdem war es Steph nie in den Sinn gekommen, ihre Herkunft anzuzweifeln. Sie hatte eine normale Kindheit mit liebevollen Eltern und einer warmherzigen erweiterten Familie verlebt, Teil einer irisch-katholischen Gemeinde, die eng zusammenhielt. Wann

immer sie das Gefühl gehabt hatte, nicht dazuzugehören, hatte sie den Grund dafür in ihrer Homosexualität vermutet.

46 Wäre ihre eigene Schwangerschaft nicht so komplikationsreich verlaufen, hätte sie die Wahrheit vielleicht nie herausgefunden. Im zweiten Drittel war sie immer tollpatschiger geworden, hatte Kaffee verschüttet und Dinge fallen lassen. Alle versicherten ihr, diese Unbeholfenheit sei in der Schwangerschaft ganz normal, aber Steph spürte, dass mehr dahintersteckte. Am Ende des sechsten Monats bekam sie nicht nur die Hände, sondern auch die Füße nicht mehr koordiniert und war gestürzt.

Nach vielen Tests – darunter einem, bei dem man ihr Nadeln tief in die Muskeln stach, um deren Reaktionsfähigkeit zu messen – wurde ein seltener, schwach ausgeprägter genetischer Defekt namens Myotone Dystrophie diagnostiziert, der Betroffene unterschiedlich stark beeinträchtigt und dessen Symptome von jener muskulären Schwerfälligkeit, die sie erlebt hatte, bis hin zu Herzanomalien reichen. Wie sich herausstellte, war sie immer schon Trägerin gewesen, aber etwas in dem Hormoncocktail der Schwangerschaft hatte die Symptome verstärkt. Ihre Hebamme setzte einen Kaiserschnitt an, was Stephs Hoffnung auf eine Hausgeburt zunichtemachte.

Nach der Diagnose schaltete Steph sofort auf Polizistin um und fand alles über die Krankheit heraus, was es herauszufinden gab. Eine Sache nagte an ihr: Myotone Dystrophie war eine genetische Erbkrankheit, aber niemand in ihrer Verwandtschaft zeigte die betreffenden Symptome. Der Gendefekt trat am häufigsten in frankokanadischen Familien und bei aschkenasischen Juden auf. Ihre Familie stammte auf beiden Seiten aus County Kerry, Irland.

Bei einem der üblichen Sonntagsgessen im Reihenhaus ihrer

Eltern in Boston verhörte Steph die beiden. «Kennt ihr das, wenn man etwas festhält und nicht mehr loslassen kann?», fragte sie. «Wenn man an einem kalten Tag die Autotür öffnen will und den Schlüssel so fest umklammert, dass man die Finger nicht mehr aufkriegt?»

Michael und Mary Beth schüttelten die Köpfe.

«Okay, versucht mal Folgendes», sagte Steph. «Ballt die Hände zusammen – fester, fester, fester.»

47

Toni berührte unter dem Tisch Stephs Oberschenkel, aber die hatte sich schon so sehr hineingesteigert, dass sie nicht mehr aufhören konnte.

Ihre Eltern ballten die Hände zu Fäusten und pressten sie wie befohlen zusammen. Steph tat das Gleiche und zählte dann bis zehn, während der gedünstete Lachs auf den Tellern langsam kalt wurde.

«Okay, loslassen», sagte sie.

Die Hände ihrer Eltern falteten sich mühelos auseinander, ihre eigenen reagierten in Zeitlupe. Steph hatte schon immer mit diesen Symptomen gelebt und sich nichts dabei gedacht. Sie hatte angenommen, jeder hätte diese Schwierigkeiten beim Loslassen und niemand spräche darüber, weil es zum Menschsein dazugehörte wie Gänsehaut oder Niesen.

«Was ist mit anderen Verwandten? Grandma oder Grandpa? Oder Gran und Granny? Hat mal jemand über Muskelermüdung geklagt?»

Ihre Eltern sahen so verwirrt aus, wie sie sich fühlte.

Schon in der Kindheit hatte Steph ausgeprägte Muskeln gehabt. Mit ihren Bizepsen hatte sie die Jungs beeindruckt, ihre Unterarme erinnerten ein bisschen an Popeye. Als typischer Wildfang war Steph immer stolz auf ihren athletischen Körperbau gewesen und ließ sich gern für ihre definierten Muskeln

bewundern, obwohl sie nie viel dafür getan hatte. Jetzt begriff sie, dass ihr Körperbau einer Krankheit zu verdanken war, die ihre Muskeln eine Nanosekunde länger in einer angespannten Position hielt als normal – was ungewollt wie ein Krafttraining funktionierte.

48 Das Baby gab ein leises Gurren von sich. Träumte es? Steph hatte gelesen, dass Babys während des Geburtsvorgangs kleine Teile ihrer Mutter in sich aufnahmen – Blut und Zellen und so – und dass umgekehrt Teile des Babys in ihr verblieben waren. Ihr gefiel der Gedanke, dass diese Teile im jeweils anderen weiterlebten. Sie rollte von der Wiege weg und drehte sich zu Toni um, die in einer anatomisch nahezu unmöglichen Position auf einem Lehnstuhl an der Wand saß und fest schlief, eine Krankenhausdecke um die Schultern gewickelt. *Schlafen Sie, wenn das Baby schläft* – der allererste Rat an junge Eltern, und Toni hatte ihn sofort beherzigt. Steph wusste, dass Toni auch deshalb so entspannt war, weil ihr Sohn am 19. April noch knapp vor Mitternacht den ersten Schrei getan hatte – offiziell also ein Widder, das erste Tierkreiszeichen. Man musste das nicht verstehen. Doch Toni, die bei Tag eine dritte Klasse unterrichtete und bei Nacht Hobbyastrologin und Tarotkartenleserin war und sich ganz auf ihre intuitiven Kräfte verließ, war das eben wichtig.

Augenblicke später schob eine sommersprossige Krankenschwester in rosa Uniform mit passendem Lippenstift und Kreolen im Ohr ein medizinisches Wägelchen herein.

«Guten Morgen», sagte sie und schrieb «Judy» auf das Whiteboard am Fuß des Krankenhausbetts. Aus dem gebogenen Teil des «y» machte sie einen Smiley. Es war sechs Uhr dreißig.

«Wie geht es den beiden Mamis heute?», fragte Judy.

«Super.» Steph war von der Fröhlichkeit der Krankenschwester genervt.

«Müde», sagte Toni, die von den Geräuschen aufgewacht war.

«Das geht die nächsten achtzehn Jahre so», sagte Judy.

Steph fragte sich, wie oft Judy das schon gesagt hatte.

Judy beugte sich über die Wiege. «Und wer ist dieser große Junge? Haben wir denn schon einen Namen, Mister?»

Steph wünschte, Judy würde sich verpissen.

«Noch nicht, aber wir arbeiten daran», sagte Toni.

Die Krankenschwester runzelte die Stirn, nahm Stephs Puls und warf einen beiläufigen Blick auf die Mullbinden auf ihrem Unterleib. Alles normal. «Wollen wir noch mal versuchen, ihm die Brust zu geben?», fragte sie.

Toni hob den Daumen, aber Steph war unsicher. Die örtliche Betäubung war inzwischen verflogen, und die Kaiserschnittwunde zog und kribbelte bei jeder Bewegung. Sie verspürte ein seltsames Flattern unter dem Schlüsselbein, ihre Brüste waren geschwollen und hart wie Melonen.

Toni wickelte ihren Sohn aus der Decke, überprüfte die Windel und legte ihn Steph an die Brust. Seine Haut war samtweich und warm, und seine blaugrauen Augen blinzelten, als versuchte er zu fokussieren. Dann spürte Steph ein Prickeln in ihrer Brust, wie ein Stromschlag, aber nicht unangenehm. Sie schob dem Baby ihren Nippel zwischen die schlaffen Lippen, aber er rutschte heraus. Die winzigen Beine zuckten. Steph wiederholte den Versuch, wieder erfolglos.

Da griff Judy nach Stephs Brust, so selbstverständlich, als würde sie ihr die Hand schütteln, und drückte zu, bis ein paar gelbe Tropfen austraten. Sie strich damit über die Lippen des Babys, bis es den Mund weit öffnete, und schob dann

mit einer schnellen Bewegung die gesamte Brustwarze hinein. Ein stechender Schmerz, und Steph wusste, was mit «andocken» gemeint war. Ihr Sohn krümmte seine Finger zur Faust. Ein nasses Schmatzen ertönte, lauter und süßer, als Steph es für möglich gehalten hatte.

«Na bitte», sagte Toni. «Die Milchbar ist eröffnet.»

50

Einige Tage vor der Geburt ihres Sohns hatte Steph ihre Eltern zur Sonntagsmesse in die St. Joseph's Church begleitet, in die sie schon ihr ganzes Leben lang gingen, ein wenig beeindruckender Backsteinbau mit bogenförmigen Holztüren und einem einzigen hohen Buntglasfenster. Innen dagegen war die Kirche überbordend verziert – holzgeschnitzte Kanzel, vergoldetes Kreuz, drapierte Statuen, Altarkerzen, das ganze Programm. Ihre Mutter wollte, dass Pater Mulligan die Schwangerschaft segnete, und auch wenn Steph keine praktizierende Katholikin mehr war, mochte sie ihrer Mutter den Wunsch nicht abschlagen.

An diesem Morgen ging es in der Predigt um Wahrheit. Pater Mulligan wirkte ungewöhnlich engagiert, sprach über das Johannes-Evangelium und unterstrich seine Worte gestenreich. «Und Jesus sagte: ‹Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.›»

Ihre Mutter liebte das Johannes-Evangelium. Sie nahm Stephs Hand und drückte sie. «John ist ein wunderbarer Name, findest du nicht?»

«Mom –»

Steph verstand nicht, warum Katholiken immer nur zu denselben zehn, zwölf Namen griffen – John, Peter, Michael, Jo-

seph, Thomas. Ihr schwebte etwas Ausgefalleneres vor: Denzel oder vielleicht Tegan. Sie hoffte noch, Toni davon überzeugen zu können, gefallene Katholikin wie sie, aber eine, die mehr an Traditionen festhielt.

Steph rutschte auf der hölzernen Kirchenbank herum. Das Baby drückte ihr unerträglich auf die Blase.

«Habe ich eure Aufmerksamkeit, meine Freunde?», predigte Pater Mulligan. «Ich sage es noch einmal: Die Wahrheit wird euch frei machen. Ich meine *euch*.» Sein Finger schien direkt auf die Murphys zu zeigen.

Woher kam dieser plötzliche Schwall von Feuer und Schwefel? Normalerweise war Pater Mulligan kein großer Redner. Was ihn bei seiner Gemeinde so beliebt machte, war sein Tempo. Sein Spitzname lautete «Blitzmesse-Mulligan». Kurz darauf lud er die Gemeinde zur heiligen Kommunion ein.

Halleluja. Ein schneller Segen für das Baby, dann konnte Steph endlich pinkeln. Erst da bemerkte sie, dass ihrer Mutter Tränen über das Gesicht liefen.

Ihre Eltern hatten sich noch in der Schule ineinander verliebt, jung geheiratet und waren fast sofort schwanger geworden. Als Steph auf die Welt kam, waren beide erst achtzehn, ihr Wunsch nach weiteren Kindern blieb unerfüllt. In der Gemeinde, in der große Familien die Norm waren, rief das Mitleid hervor. Steph fand es nie besonders schlimm, Einzelkind zu sein. Als *einziges* Einzelkind in der Nachbarschaft fühlte sie sich als etwas Besonderes.

Das Geheimnis ihrer genetischen Krankheit gärte in ihr, als sie nach der Kirche mit ihren Eltern nach Hause fuhr, wo sie das Familienarchiv durchforsten wollte, um vielleicht irgendetwas ans Tageslicht zu bringen. Ihr Vater, leidenschaftlicher

Fan der Red Sox, zog sich in sein Fernsehzimmer zurück, während Steph und ihre Mutter sich mit Fotoalben, Briefen und medizinischen Akten am Esstisch niederließen. Steph hatte nie darüber nachgedacht, dass sie ihren typisch irisch aussehenden Eltern nicht ähnelte. Sie hatte ihr eigenes gutes Aussehen immer als gegeben betrachtet, sich kaum geschminkt und nie Probleme mit ihrer Figur gehabt. «Black Irish» wurden diejenigen in der Gemeinde genannt, die dunkle Haare und olivfarbene Haut hatten, Abkömmlinge von spanischen Händlern, die sich vor Jahrhunderten in Irland niedergelassen hatten. Es war als Kompliment gemeint.

«Liebes, was genau suchst du?», fragte Mary Beth.

«Ich bin nicht sicher», sagte Steph. Sie betrachtete ein Babyfoto von sich, aufgenommen am Tag ihrer Geburt. Mit ihrem schwarzen Haarschopf sah sie aus wie eine Trollpuppe. «Ich habe das Gefühl, etwas Offensichtliches zu übersehen.»

Ihre Mutter strich über das Foto. «Liebes, du musst aufhören, dir den Kopf zu zerbrechen. In ein paar Tagen wirst du Mutter. Babys haben es an sich, alles andere zu relativieren.»

«Es besteht die fünfzigprozentige Chance, dass mein Sohn diese Krankheit hat», sagte Steph, verärgert über die Plattitüden ihrer Mutter. «Und entweder du oder Dad sind Träger. Offensichtlich asymptomatisch, aber trotzdem ...» Sie blätterte eine Krankenakte durch. «Dass wir niemand in der Familie mit Symptomen identifizieren können, ist einfach komisch.»

«Nun, das ist doch gut, oder?», sagte ihre Mutter.

«Vermutlich», sagte Steph. «Aber es bleibt ein Rätsel. Und die einzige Erklärung, die mir einfällt, ist, dass jemand in der Familie nicht ganz so gottesfürchtig war wie ihr. Jemand muss eine Affäre gehabt haben, anders geht es nicht.» Da, sie hatte es

ausgesprochen. «Ich versuche nur rauszufinden, wer. Granny Francis vielleicht? Die hat doch immer gern geflirtet.»

«Also ehrlich, Steph», fauchte ihre Mutter. «Das geht dich wirklich nichts an. Und Granny Francis hätte so etwas nie gemacht.»

Ihre Mutter wurde nur selten unwirsch. «Ist alles in Ordnung?», fragte Steph.

«Steph, *bitte*», sagte ihre Mutter flehend, dann wurden ihre Augen wieder glasig. «Lass es einfach ruhen.»

Steph spürte Gewissensbisse bei dem Gedanken, eine schreckliche Erinnerung ans Tageslicht zu zerren, irgendein lange begrabenes Familiengeheimnis, an das ihre Mutter nicht denken wollte – Vergewaltigung oder sexueller Missbrauch. Bei ihrer Polizeiarbeit hatte sie schon alles gesehen und wusste, wie häufig solche Verbrechen vorkamen. War ihrer Großmutter etwas Schreckliches zugestoßen? Steph konnte nicht anders, als geradeheraus zu fragen, bemühte sich aber um einen sanften Tonfall. «Das kann ich nicht, Mom. Es ist zu wichtig. Bitte, sag mir, was du weißt.»

Ihre Mutter schüttelte den Kopf.

«Wenn nicht für mich, dann für deinen Enkel.»

Mary Beth schaute auf ihre im Schoß gefalteten Hände. «Es ist alles so lange her.»

Die Wahrheit wäre Steph niemals in den Sinn gekommen. Nicht in ihren kühnsten Träumen. Es war keine Vergewaltigung gewesen. Auch kein sexueller Missbrauch. Nichts, was irgendeiner Vorfahrin in ferner Vergangenheit in der alten Heimat zugestoßen war. Es war ihrer Mutter passiert, hier in Boston, vor fast vierzig Jahren. Das alte Lied von Alkohol und Naivität. Was ihre Mutter erzählte, entsprach ganz dem

Klischee: Ein attraktiver Fremder, zu viel Alkohol, auf der Rückbank seines Wagens waren sie zu weit gegangen. Mary Beth konnte sich an große Teile jenes Abends nicht erinnern und war naiv genug gewesen, nicht einmal zu merken, dass sie ihre Jungfräulichkeit verloren hatte, bis ihre Periode ausblieb.

Kurz gesagt, Steph und ihr Vater waren biologisch nicht miteinander verwandt.

«Wer bin ich denn dann?», stotterte Steph, die diese Information nicht begreifen konnte.

«Na, natürlich bist du du», sagte ihre Mutter. «Unsere Steph. Es hat sich nichts geändert.»

«Machst du Witze?» Die logischen Verrenkungen ihrer Mutter verschlugen Steph die Sprache. «Wer ist mein echter Vater?»

«Sei nicht albern, Stephanie. Dein Dad ist dein Vater», sagte ihre Mutter und hatte die Frechheit, verärgert zu klingen. «Er hat dich aufgezogen, hat dir beigebracht, wie man einen Baseball wirft, hat dir geholfen, Polizistin zu werden. Dein Vater wird immer dein Vater sein. Dein einziger Vater.» Als ihre Mutter die Hand ausstreckte und Steph berühren wollte, schlug Steph sie weg, was beide schockierte.

«Rühr mich nicht an», sagte Steph und wickelte schützend ihre Strickjacke um sich. «Verdammt noch mal, Mom! Verdammt noch mal! Ich stamme zu fünfzig Prozent von einem völlig Unbekannten ab und laufe mit seinem genetischen Defekt herum.»

Steph hatte nicht gemerkt, wie laut sie sprach, bis ihre Mutter *Pssst* machte und in Richtung Fernsehzimmer schaute. Da begriff sie. «O mein Gott», flüsterte sie. Ihr Vater war ahnungslos.

«Steph, es tut mir leid. Es tut mir so leid», wisperte Mary

Beth und bekreuzigte sich. «Du musst das verstehen, ich war kaum achtzehn, als ich schwanger wurde. Noch fast ein Kind, behütet aufgewachsen. Ich war in Panik.»

«Mom, du bist schon sehr lange Zeit keine achtzehn mehr.» Steph hatte kein Verständnis für die Lebenslüge ihrer Mutter. «Du hast jahrzehntelang Zeit gehabt, die Wahrheit zu sagen.»

Ihre Mutter schwieg.

Jubel aus dem Fernsehzimmer. Zweifellos ein Home-Run der Red Sox. Ihr Vater ballte wahrscheinlich gerade triumphierend die Faust und rief *Jaaaaa*. Wie würde Michael Murphy, der sanfteste und gutgläubigste Mann, den sie kannte, auf diese Nachricht reagieren? Würden sich seine Gefühle für sie ändern? Steph fühlte sich verloren, und plötzlich war sie auch auf ihn wütend. Was für eine Ignoranz. Er konnte doch rechnen, oder? Neun Monate waren neun Monate. War es ihm nie seltsam vorgekommen, dass seine Frau sechseinhalb Monate nach ihrer Hochzeit ein vier Kilo schweres Baby auf die Welt gebracht hatte? War es möglich, dass er nicht nachgezählt hatte?

Aber am schlimmsten, wirklich unverzeihlich war, wie die Lüge sich mit Stephs Geschichte verwoben hatte. Seit sie sich erinnern konnte, hatten ihre Eltern alles mit ihrer frühen Geburt erklärt, von ihrem aufbrausenden Temperament bis hin zu ihrem Ehrgeiz. Steph war ihr «früher Vogel», die «Dränglerin», die «Übereifrige». Und all das hatte sie verinnerlicht. Verglichen mit ihren Eltern war sie angespannt, egozentrisch, ungeduldig. Jetzt kannte sie die Wahrheit und hätte schreien können. Sie war kein Frühchen gewesen. Sie war volle neun Monate ausgetragen worden und bis zum normalen Geburtstermin zufrieden in ihrem Fruchtwasser herumgeplansch. Und dass

sie nicht wie ihre Eltern war, lag daran, dass sie nicht von ihnen abstammte. Die Unterschiede – und derer gab es viele – waren von einem anonymen Autor in ihre DNA eingeschrieben worden. Es war alles zu viel. Steph musste nicht nur damit klarkommen, einen neuen Vater zu haben, sondern plötzlich auch eine neue Mutter – eine, die log und Geheimnisse hatte.

56 «Weißt du überhaupt, wer mein biologischer Vater ist?», fragte Steph.

«Natürlich weiß ich, wer er ist», sagte ihre Mutter beleidigt. Sie griff nach ihrem Rosenkranz und ließ die Perlen durch ihre Finger gleiten.

Steph kam nicht weiter. «Bitte, Mom, erzähl mir alles, was du weißt», sagte sie sanft.

Ihre Mutter war von ihrer besten Freundin Nancy zu einer Gala im New England Aquarium eingeladen worden. Nancys Vater saß im Aufsichtsrat und hatte einen Tisch zu füllen. Ein Champagnerbrunnen floss, Horsd'œuvres wurden gereicht, es gab Musik und Tanz. Mary Beth hatte noch nie ein solch glamouröses Fest erlebt. An jedem Tisch saß ein Ehrengast, und sie war neben den an ihrem Tisch platziert worden, einen attraktiven jungen Meeresbiologen, der die Welt bereist hatte.

«Wie er sprach. Und wie er auftrat ...» Stephs Mutter klang verträumt.

«Mom!»

Mary Beth räusperte sich. «Wir haben Champagner getrunken, und dann –» Danach wurde es anscheinend ein wenig verschwommen. «Nun, dann weiß ich nur noch, dass wir plötzlich hinten in seinem Wagen herumgefummelt haben. Ich hatte keine Ahnung, wie ich dahin gekommen war. Mein Kleid war hochgeschoben, und alles drehte sich. Ich musste mich übergeben.»

Steph nickte, damit sie weitersprach.

«Mehr kann ich nicht sagen. Es war uns beiden peinlich. Ich glaube, er hatte auch zu viel getrunken. Als er merkte, dass ich Angst hatte und mir übel war, hat er sich entschuldigt und mich nach Hause gefahren. Ehrlich gesagt wirkte er entsetzt über das, was geschehen war. Er hat sich immer wieder entschuldigt.»

«Weiß er ... von mir?»

57

Mary Beth klappte das Album mit den Babyfotos zu. «Als ich merkte, dass ich schwanger war, habe ich Nancy nach ihm gefragt und so getan, als wäre ich verliebt.» Sie schloss die Augen. «Nancy wusste nur, dass er verheiratet war, also war ich auf mich allein gestellt.»

Eine Abtreibung wäre für eine gute Katholikin wie ihre Mutter nicht infrage gekommen, das wusste Steph. «Wie heißt er?»

Ihre Mutter kniff die Lippen zusammen. «Das führt zu nichts Gutem.»

«Sag es mir», sagte Steph. «Du weißt, dass ich ihn auch so finde. Erspar mir den Zeitaufwand und die Peinlichkeit. Das bist du mir schuldig.»

Später am Abend, Tonis Hand umklammernd, als wäre sie das Einzige, das sie noch mit der Erde verband, googelte Steph Adam Gardner. Der Wikipedia-Eintrag ihres leiblichen Vaters klang eindrucksvoll: ein Meeresbiologe, der alle möglichen Spezies entdeckt und Buckelwale erforscht hatte. Dann fiel Stephs Blick auf sein Geburtsjahr: 1946. Der Mann war Anfang dreißig gewesen, als er ihre achtzehnjährige Mutter geschwängert hatte.

Und die Fotos. *Mein Gott*. Dutzende und Aberdutzende: Adam Gardner kletterte aus einem Tauchboot, Adam Gardner

am Bug eines Schiffs, Adam Gardner im Meer mit einer Tauchermaske auf der Stirn, Adam Gardner im Smoking, während er eine Auszeichnung entgegennahm. Das glänzende dunkle Haar, hohe Wangenknochen, ein y-förmiges Kinngrübchen – die Ähnlichkeit ließ keinen Zweifel. Steph hatte ihren biologischen Vater vor sich. Dann stieß sie auf ein anderes Foto, und ihr stockte der Atem: Adam Gardner umarmte zwei wunderschöne Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Steph berührte den Monitor. Sie hatte Geschwister.